Die Camarilla

am preussischen Hofe.



Eine geschichtliche Studie

herausgegeben

von

Dr. Erich Bischoff.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.

Hans-Joachim [illegible] 1932.

Die Camarilla
am preußischen Hofe.

Die Camarilla

am preußischen Hofe.

Eine geschichtliche Studie

herausgegeben

von

Dr. Erich Bischoff.



Leipzig:
Verlag von Wilhelm Friedrich.

Vorwort.

Es ist Nachmittag geworden in Deutschland, und dabei ist kaum ein Viertel an der Uhr des Jahrhunderts abgelaufen, seit die Sonne über dem neugebornen Reiche aufgegangen. Aber wir leben so schnell! Man erlasse mir die Weiterführung des Vergleichs — ängstliche Seelen könnten sonst gar schon abendliche Fledermäuse schwirren hören, aus einem gewissen bröckelnden Turme des „Reiches der Mitte" entflogen und darum fanatische Umsturz-Hasser.

Nicht mutlos, noch um zu entmutigen schreibe ich das: fast alle großen Schlachten wurden am Spätnachmittage entschieden, und unsere Zeit steht vor der Entscheidung, die nur in einem Sinne ausfallen darf: Nationale Wiedergeburt! Weg mit dem Banausengeiste, statt des Wortwechsels vereinte Thaten in gegenseitigem Vertrauen und wechselseitiger Rücksicht! — Ihr Mekkapilger alle in diesen Tagen, bringt aus dem deutschen Eichwalde ein grünes Blatt mit als Hoffnungszeichen für kommende, schönere Tage, wo statt Loki's und Höders Baldur regiert!

Und sie werden kommen! Die alte, mir durch Erbschaft zugefallene Schrift, die ich verbessert und erweitert hiermit herausgebe, zeigt, von wie viel ärgeren Schäden der größte deutsche Staat — und wir vertrauen, auf ewig — genesen ist. Wie sollte unser noch viel größeres deutsches Vaterland mit seinem starken Volksgeiste nicht auch von den Krankheiten der Gegenwart genesen? „Du deutscher Geist Sankt Michael, hilf uns den Wurm zertreten!“ In trinitate robur: Ein Gott, ein Volk, ein Kaiser — und fort mit allem schwarzen, blauen, roten und goldenen Dunste zwischen den dreien!

Leipzig 1895,
am Geburtstage Kaiser Wilhelms I.

Dr. Bischoff.

I.

Einleitung.

Camarilla bedeutet im Spanischen „Kämmerchen“, insonderheit das an die königlichen Gemächer stoßende Kabinett, in dem die Herrscher vertrauliche Unterhaltungen mit ihren Günstlingen, Maitressen und Hofleuten pflogen. Aus diesen Gesprächen folgten häufig Entschließungen und Handlungen, die mit Umgehung und oft gegen den Willen der verfassungsmäßigen Staatsbeamten in das Staatsleben eingriffen. So bekam denn das Wort Camarilla die Bedeutung einer unverantwortlichen Nebenregierung von Höflingen. Die C. ist der illegitime Bruder und zugleich Nebenbuhler des „Kabinetts“, worunter man heute die verantwortlichen Minister versteht.

Wie das Wort, so stammt auch die Erscheinung der Camarilla im letzteren Sinne aus Spanien, ungefähr aus der Zeit Ferdinands des VII., obwohl man auch schon Beispiele von Camarillen aus dem Altertume hat. Man kann wohl nicht mit Unrecht sagen, daß diese Günstlings- und Hofpartei so alt ist, wie die absoluten Regierungen. Sie findet sich aber auch in konstitutionellen Staaten.

Hier wie dort nistet sie sich ein am Hofe des Fürsten, der — ob absolut, oder konstitutionell — ein Fürst und — ein Mensch ist und als solcher Launen und Leidenschaften, Schwächen und Gebrechen hat und dem Ehrgeize und Egoismus, Schmeicheleien und Insinuationen aller Art zugänglich bleibt.

Schon Friedrich der Große bemerkt, daß nur sehr wenige absolute Fürsten sich freihalten können von dem Einfluß und der Herrschaft ihrer Umgebungen, ihrer Schmeichler und Günstlinge, ihrer Verwandten, Frauen und Höflinge, und von der Versuchung, infolge der in ihnen künstlich erregten und unterhaltenen Ansichten, Meinungen und Leidenschaften auch einmal auf unregelmäßige Weise und nicht durch die öffentlichen Staatsbehörden die Regierungsgeschäfte zu behandeln.

Es ist dies — nach Welckers Worten — offenbar die allergefährlichste Seite einer absoluten Regierung ohne vollkommene Freiheit der öffentlichen Meinung und ohne Freiheit der Presse. Aber in konstitutionellen Staaten, die beide Freiheiten besitzen, ist die Camarilla ebenso gefährlich, zunächst schon für die Freiheit des Fürsten selbst und die Verwirklichung seiner guten Absichten in Bezug auf das Volk; doppelt gefährlich, wenn sie versucht, in dem Herrscher absolutistische Regungen hervorzurufen oder zu fördern.

Man blicke in die geheimen Geschichten der Höfe, in die Memoiren der Hofleute! Welche feinen, oft teuflischen Künste werden nicht häufig von vielen Personen, die den Fürsten umgeben, angewendet, um ihn über sich selbst, über die Staatsverhältnisse und die Menschen zu täuschen, um die Wahrheit aus seiner Nähe zu verbannen, sie als gehässig und gefährlich darzustellen, und so ihn mit

dem Scheine der Selbstregierung zu blenden, durch ihn aber wesentlich selbst zu regieren und die eigenen Interessen und Leidenschaften zu befriedigen.

Das ist der Zweck, das einzige Streben der Camarilla.

Geht doch Studium und Bemühung des ganzen Lebens, alles tägliche und nächtliche Sinnen dieser Umgebungen nur aus auf die Meisterschaft in diesem einzigen Punkte; wenigstens sind sie darauf eingerichtet, sich leicht und schnell mit denen zu verstehen und für einen Anteil der Vorteile diejenigen zu unterstützen, die die genannten Machinationen erfolgreich anzuwenden verstehen.

Welcker erzählt: Ein guter, wohlwollender Fürst, der den Willen hatte, selbst zu regieren, wurde bekanntlich von seinem allmächtigen Günstling vorzüglich dadurch regiert, daß dieser ihm das Gegenteil von demjenigen mehr oder minder eifrig anriet, was er eigentlich anraten wollte. Wenn dann der Fürst, aus Freude am Selbstregieren und am Widerspruch, oder durch eine Kreatur des Günstlings angeleitet, das vorschlug, was jener beabsichtigte, stimmte der schlaue Intriguant mit scheinbarer Huldigung gegen die hohe Regierungsweisheit des Herrschers und mit dem Scheine völliger Unbefangenheit ihm zu. Dabei wurden alle Personen, die dem Fürsten nahten, von dem Günstling oder seinen Kreaturen zu demjenigen vorbereitet, was sie dem Regenten sagen durften, und wehe ihnen oder wenigstens ihren Wünschen und Gesuchen, wenn sie etwa den armen hohen Herrn durch unbequeme Aufschlüsse enttäuschten, wenn sie nicht mithalfen, ihn zu umgarnen und zu betrügen!

Die Gefahren, welche für Staaten und Dynastien und für Freiheit, Macht und Wohlstand, sowie für die Moralität der Völker aus solcher Camarillenregierung hervorgehen, bezeugt die Geschichte Frankreichs, Spaniens, Portugals

und noch manch' anderer Staaten. Es giebt auch kaum einen tieferen Pfuhl von Egoismus und menschlicher Verdorbenheit, von Hinterlist, Lüge, frecher Sittenlosigkeit, von Verbrechen gegen Fürsten und Völker, als die Geschichte dieser Höflingsregierungen, die den höchsten Grad von Scheußlichkeit und Schändlichkeit da erreichen, wo sie schamlos und öffentlich vor aller Welt in Maitressenwirtschaft wurzeln.

Diese Ausbeutung eines Fürsten, der doch der Landesvater aller sein soll, für die selbstsüchtigen Zwecke einzelner ist Hochverrat, auch wenn die Definitionen juristischer Kompendien und die Paragraphen der Strafgesetzbücher nicht darauf passen.

Wohin Camarillenherrschaft vereint mit Maitressenwirtschaft selbst einen der größten Staaten Europas, Frankreich, bringen konnte, liegt offen vor den Augen aller Welt in der Geschichte dieses Landes vor der großen Revolution vor 100 Jahren. Alles Eigentum fast war in die Hände der bevorzugten Kasten übergegangen, die als mächtige Minorität der ganzen beraubten Nation feindlich gegenüber standen. Alle Staatsämter lagen in ihrer Hand; fast $^2/_3$ des Bodens war Adelsgut und geistliche Pfründe, nur das letzte Drittel Eigentum des Volks. Dieses allein zahlte dem Könige die Steuern, dem Adel die Lehnsgefälle, dem Clerus die Zehnten. So nährte es mit seinem Schweiße und schirmte es mit seinem Blute die höheren Klassen, während es selbst kaum wußte, wovon es sein Leben fristen sollte. Mirabeau selbst erklärte damals offen, er kenne nur drei Mittel, in der Gesellschaft fortzukommen: als Dieb, Bettler oder Besoldeter.

In das dem Volke erpreßte Geld teilten sich Maitressen und Kuppler, Spione und Spieler, Höflinge und Faulenzer,

Heuchler und Schurken. Die Pensionsliste, das „rote Buch“ und der „Almanach von Versailles“ weisen nach, wie die Steuern verwendet wurden. Der Bruder des Königs bezog jährlich 14 Millionen Francs, der Graf von Artois 15 Millionen und zur Deckung seiner Schulden 8 Millionen. Im Personal des Königs war ein „Capitain der Maulesel“, ein „Capitain der Windhunde“, ein „Chef der Portechaisenträger“ und viele andere dergleichen privilegierte Müßiggänger. Der Prinz Soubise, der von Seydlitz geklopfte Held von Roßbach, bezog 1½ Millionen Francs Pension für seine Heldenthat, Frau von Béarn eine Pension von 80 000 Francs für die Frechheit, womit sie die Frau von Dubarry, die als Maitresse des Königs **täglich** 30 000 Francs Einnahme hatte, der Königlichen Familie und dem Hofe vorgestellt hatte, und Madame Despremeuil bezog eine Pension von 20 000 Fr. für eine Nacht bei einem Minister! —

Die Freiheit des Bürgers war auf die scheußlichste Weise gefährdet, ein Wink einer Maitresse, eines Ministers, ja eines Polizeilieutenants — und ein ehrlicher Mann, der das Unglück hatte, ihnen zu mißfallen, ward lebenslänglich in einen Kerker ohne Sonnenlicht gesperrt, lebendig begraben, ohne einen anderen Laut zu höhren, als das Klirren seiner Ketten, das Geräusch des Kerkerschlüssels und die Stimme des Kerkermeisters. — Daher die Wut des Volkes gegen die Bastille; ihre Erstürmung war der erste Akt der Volksjustiz. Daher auch die Verurteilung des Königs zum Tode, da man in ihm „den verantwortlichen Erwähler von sechs unverantwortlichen Monarchen, den Ministern“, sah. —

Wahr und offen sprach sich über die Camarillenwirtschaft Karl August, der geniale Großherzog von Weimar, aus. Alexander von Humboldt, der die letzten Lebenstage um diesen Freund Goethes war, erzählt von ihm, wie er

gerade über den bösen Einfluß der Camarillen in Deutschland, sowie über den einreißenden Pietismus und über den Zusammenhang beider gesagt habe: „Dazu sind es unwahre Bursche, die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Ordensbänder zu erhalten. Mit der poetischen Liebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.“

Das zweite kaiserliche Frankreich zeigt die Camarillenwirtschaft in vermehrter Auflage, und mit seinem Sturze ist die Camarilla in genere nicht aus der Welt geschafft. Das kleinste Duodezhöfchen, wie der Hof einer europäischen Großmacht kann ebenso gewiß eine Camarilla haben, wie es einen Hof und Höflinge giebt und man früher Hofnarren und Hofastrologen hatte.

Noch einen kurzen Blick auf die Taktik dieser Leute, die durch ihren persönlichen Einfluß auf den ihnen zugänglichen Inhaber des Thrones die dynastische Kabinettspolitik machen oder zu dieser Macht zu gelangen streben! Sie sind stets Leute der Reaktion. Denn diese ist der einzige Boden, worauf die Camarilla wuchert und Frucht trägt, der „Wind der Reaktion“ ist ihre einzige Lebensluft — mag diese „Reaktion“ nun den oder jenen Parteicharakter tragen. Sie sind Leute der schroffsten Reaktion (Zurückschraubung auf unvollkommenere Zustände früherer Zeit), natürlich nur aus Selbstsucht, und allein darauf bedacht, den Fürsten für ihre persönlichen — materiellen oder „moralischen“ — Interessen zu benützen, ihn vorzuschieben, während sie schlau und lauschend im Hintergrunde stehen. Schlägt der Plan fehl, so kümmert es sie nicht so sehr; sie warten auf günstigere Augenblicke und sinnen unterdessen auf neue Raffinements. Sie sind es, die hinter den Kulissen der Diplomatie stecken und nach einem bekannten Ausspruche

dreierlei gelernt haben: „Französisch sprechen, nichts sprechen und die Unwahrheit sagen." Nicht das Licht, sondern die „Luft" ist ihr Element. Darum leben sie in der Stille und der Dunkelheit.

Wenn ich nach diesen einleitenden Bemerkungen nun das Bild der Camarilla am preußischen Hofe entrolle, so beschränke ich mich absichtlich auf die vorkaiserliche Zeit. Nicht etwa, als ob ich das bekannte Vorurteil teilte, daß „die Zeit des Kaisertums noch zu jung sei, um objektiv historisch verarbeitet werden zu können" — die Geschichte ist ewig jung; auch nicht, weil thatsächlich trotz mancher Camarillen-Bestrebungen die Zeit der Camarillen-Herrschaft, so Gott will, für immer vorüber ist: sondern weil ich lediglich Herausgeber dieser alten Papiere bin, die nur bis zu Friedrich Wilhelm IV. reichen.

Manches über Camarillen-Bestrebungen in der Kaiserzeit findet sich im „Deutschen Reich zur Zeit Bismarck's" von Robert Blum. — Um mein Büchlein nicht unvollständig sein zu lassen, gebe ich im ersten „Anhang" wenigstens die allerwichtigsten Andeutungen über die Camarillengeschichte seit 1840. —

II.

Die Camarilla am preußischen Hofe.

1. Vorkönigliche Zeit.

Um die Wirkungen der Camarilla in dieser Zeit richtig würdigen zu können, müssen wir uns vergegenwärtigen, wie das Land sich vor dem Eindringen dieses Krebsschadens entwickelt hat.

Die vorkönigliche Periode beginnt mit der Erwerbung der Mark Brandenburg durch Friedrich (VI.) von Hohen-

zollern, Burggrafen zu Nürnberg, der vom Kaiser Siegismund auf dem Konzil zu Kostnitz 1415 zur Belohnung für wichtige ihm (bei der Wahl) und dem Reiche geleistete Dienste das Land mit der Kur- und Erzkämmererwürde erhielt und 1417 die feierliche Belehnung empfing. Als er das Regiment in der Mark übernahm, waren die sozialen und politischen Zustände in diesem damals 463 Quadratmeilen umfassenden Lande ein chaotischer Wirrwarr. Die Städte waren zu kleinen Republiken herangewachsen, und während sich zwischen Bauer und Landesherr die gutsherrliche Gewalt des Junkertums einschob, waren dem Landesregenten die Weichbilde der Städte versperrt. Diese Selbstherrlichkeit der einzelnen Individuen und Körperschaften überwucherte derartig die öffentlichen Zustände, daß die landesherrliche Gewalt in tiefste Ohnmacht versunken war und Rechtlosigkeit, Vergewaltigung und Verwilderung überall herrschten.

Die Mark hatte ihre Nebenlande verloren, von denen einzelne Teile die Beute benachbarter Fürsten geworden waren. Die märkischen Bischöfe, einige Klöster, die mächtigsten Städte und ein Teil des Adels hatten die Reichsunmittelbarkeit erlangt. Ein Erzbischof von Magdeburg, ein Herzog von Mecklenburg übten ungestraft Gewaltthaten gegen das Land.

Einige Familien mächtiger Junker waren im Besitz von mehr als 20 festen Schlössern und Burgen und übten, an der Spitze bewaffneter Gefolge, die von Schutz- und Lösegeldern ernährt wurden, eine das fürstliche Ansehen usurpierende Gewalt aus.

All' diesen war der neue Landesherr freilich sehr unwillkommen. Die Nachbarfürsten, wie die Stände der Mark selbst waren entschlossen, ihre Usurpation gegen die wiederhergestellte Autorität mit Gewalt zu behaupten. Gelang es ihnen, den „Tand von Nürnberg“, wie sie ihn nannten,

fernzuhalten oder ihm die Lust zu Heldenthaten in der Mark zu verleiden, so gingen die Dinge ihren „naturwüchsigen“ Gang weiter, und jeder nahm, was er fassen konnte.

Aber Friedrich siegte alsbald nach allen Seiten hin, insbesondere über die junkerlichen Gewalthaber im Lande, deren Burgen er mit schwerem, aus Kirchenglocken gegossenem Geschütz zerschmetterte. War der Feind im Innern besiegt, so gab sich das übrige, und wirklich konnte er nach einigen Jahren den Landfrieden verkünden.

Er wie seine beiden ihm auf dem Throne folgenden Söhne, Friedrich II. und Albrecht Achilles, gemahnen an die sagenhaften Heroen des Altertums.

Ihre Nachfolger während eines Jahrhunderts standen den Stiftern der neuen Macht an persönlicher Befähigung wie an großen Erfolgen nach. Ihnen gebrach es vielfach an Energie, wodurch ihre Vorgänger ihre Ziele erreicht hatten, am meisten dem schwächsten von allen, dem unglückseligen Georg Wilhelm (1619—1640). Aus den Händen seines Vaters empfing er ein vergrößertes Reich, weise Staatsdiener und tüchtige, arbeitsame Unterthanen. Er hinterließ seinem Nachfolger allgemeine Demoralisation und Wüsteneien statt bevölkerter Provinzen. Seine Regierung war von Anfang bis zu Ende unheilvoll in jeder Hinsicht. Sein Vater und sein Sohn sind vor dem Richterstuhle der Geschichte seine Ankläger. Daran kann keine moderne Schönfärberei etwas ändern.

Auf dem Throne sitzt er, ein Mann; aber er verdient diesen Titel nicht. Bei geringen Dingen ohne Entschluß, verlor er bei größeren vollends die Geistesgegenwart. Da war kein fester Plan, wonach er handelte, kein Mut am Tage der Gefahr. Wie ein Rohr bog er sich auf jede Seite, wohin ihn der Windstoß der Not, die Laune der Günstlinge, der Camarilla oder des Zufalls trieb.

Der Unterthan verzehrte sich im äußersten Elend; der Hof schwelgte. Der stärkste Säufer war der Liebling des Regenten, der größte Schwelger der Held des Tages. Georg Wilhelm verschenkte Schlösser und Dörfer an Trunkenbolde, eben weil sie tapfer saufen konnten, und das zu einer Zeit, wo seiner Unterthanen Blut von Feinden und „Freunden“ ausgepreßt wurde. Der „Edle von Burgdorf“, einer seiner ersten „Staatsdiener“, rühmte sich, an der fürstlichen Tafel oft 18 Maß bei einer Mahlzeit getrunken zu haben und königlich dafür belohnt worden zu sein; denn manch schönes Gut habe ihm der Landesherr wegen seiner herrlichen Gurgel verehrt.

Alle Laster hatten ihren Wohnsitz am Hofe aufgeschlagen. Wie eine Pest verbreitete sich ihr ansteckendes Gift bis in die Wohnungen der Städte, die Hütten der Dörfer. Bälle, Mummereien, Maskentänze, Comödien jagten einander, und das Getümmel der Lustbarkeiten übertönte das Wehklagen der Provinzen, das Angstgeschrei der Leidenden. Die Religion wurde mit Füßen getreten, der Gottesdienst zum Gaukelspiel herabgewürdigt. Zucht und Ehrbarkeit waren verrufene Münzen.

Und wer war die Ursache? Das Camarillen-Regiment, an seiner Spitze ein Mann, der den schwachen Fürsten mißleitete, Graf Adam von Schwarzenberg. Er entfernte den talentvollen Vorgänger, den einzigen Sohn vom Vater: der schwache Fürst ahnte nichts Arges. Er entwarf sogar Mordanschläge gegen das Leben des Thronerben: der Regent erwachte nicht aus seiner Schlafsucht. Die Natur schien den Intriguen zu Hülfe zu kommen: ein furchtbarer Krieg (der dreißigjährige) entblößte die Äcker von Pflügern, die Werkstätten von Arbeitern, das Land von Einwohnern; eine Hungersnot raffte weg, was das Schwert

verschont hatte, und die Pest hielt die letzte Nachlese. Die Gesetze verloren ihre Kraft; die Ruchlosigkeit nahm überhand. Totenstille brütete auf dem Lande: zertrümmerte Städte, verbrannte Dörfer, wüstliegende Felder ringsum!*)

Schwarzenberg herrschte mit Übermut und Härte über Brandenburg, die Gewalt des Kurfürsten in sich vereinigend. Nachdem er zuerst die Statthalterschaft Cleve verwaltet hatte, erhob ihn der Kurfürst zum Statthalter der Kurmark, Geheimrats-Direktor und Oberbefehlshaber der Truppen, das heißt in Wahrheit zum ersten dirigierenden Minister, zum wirklichen Regenten des Landes. Alle redlichen, wohldenkenden Männer wurden vom Hofe verdrängt oder wenigstens aus der Nähe des Kurfürsten entfernt, alle Stellen mit Schwarzenbergs Kreaturen besetzt. Ja, verschiedene kurfürstliche Räte traten im eigentlichen Sinne des Wortes in Schwarzenbergs Dienste und führten den Titel „Kurfürstlich brandenburgische und gräflich Schwarzenbergische Räte.“ — Den Kurfürsten betäubte er durch rauschende Lustbarkeiten mitten unter dem Wimmern des Elends. Das Land war ein Bild des Jammers, der Hof der Sitz der Freude; die Verschwendung zur Zeit der grenzenlosesten Not übersteigt allen Glauben.

Das waren die Früchte der Regierung der Camarilla!

Als 1640 Georg Wilhelm endlich starb, gelangte sein Sohn, „der große Kurfürst“ Friedrich Wilhelm auf den Thron. Dieser gewaltige Regentengeist, dessen Hof jedem

---

*) Nach einem Protokoll, das über die Zustände im Oberbarnim aufgenommen wurde, war die Bevölkerung schon 1634 um etwa $^1/_3$ gesunken und betrug die jährliche Abgabe eines Unterthanen etwa 25 mal mehr als heute! Vgl. auch die Klagen des Berliner Rates über die Verwüstung des Landes, die man am 21. Juli 1640 dem damaligen Kurprinzen ans Herz legte. (Bei Berner, Gesch. des pr. Staates. S. 134.)

Streben einer Camarilla verschlossen blieb, hob das Land aus Not und Jammer empor. Er gründete auf dem Schutt, auf Trümmern und Ruinen, die morschen Säulen des alten Baues niederreißend, einen neuen Staat. Der Tag von Fehrbellin (18. Juni 1675) war das strahlende Juwel im Diadem seines Feldherrnruhmes. Unter seiner Regierung wehte die schwarz-weiße Flagge auf preußischer Kriegsflotte an Afrikas Küste und auf der dort erbauten Feste Friedrichsburg.

Ein vergrößertes Reich, in Allem gefördert, eine befestigte Macht, ein baarer Staatsschatz von 600 000 Thalern (trotz schwerer Kriegsbedrängnisse und bedeutenden Ausgabe-Etats zur Förderung des Volkswohls) und ein geübtes Heer von 28 000 Mann, das war die Erbschaft, die er seinem Sohne hinterließ. Mit ihm schließt die erste Periode des Regiments der Hohenzollern; sie währte von 1417—1688, einen Zeitraum von 271 Jahren.

Mit seinem Nachfolger beginnt der zweite Abschnitt: die königliche Zeit.

2. Königliche Zeit.

Friedrich, des großen Kurfürsten Sohn, als König in Preußen „der Erste“ — „groß in Kleinigkeiten und klein in großen Sachen“, wie ihn Friedrich der Große charakterisiert, eitel und grenzenlos in seinen Wünschen, putz- und prachtliebend, schmachtete, nachdem Kabale seinen edlen Minister von Dankelmann gestürzt hatte, unter der Zuchtrute eines Abenteurers namens Johann Kasimir von Kolbe, eines pfälzischen Edelmannes, der alles in allem war: Oberkämmerer, Oberstallmeister, Generalpostmeister, Oberdomänen-Direktor, Oberhauptmann der Schulämter, Oberaufseher der

Universitäten und Akademien u. s. w.*) Er stellte sich sicher durch ein vom Kurfürsten „extrahiertes“ Reskript vom 15. Oktober 1699 folgenden Inhalts:

„Es könnte sein, daß unter der Verwaltung des Oberkämmerers Grafen von Wartenberg schlechte Streiche vorfielen, wodurch dem Landesherrn Schaden und Nachteil erwüchsen. Hierüber nun soll der genannte Oberkämmerer nie zur Rede oder Verantwortung gezogen werden, noch weniger zur Wiedererstattung gezwungen werden, wenn selbiger auch gleich im Geheimrate oder in der Hofkammer das Vorhaben gebilligt haben, die Verhandlungen durchgesehen und auch seinen Namen unterschrieben haben mag, sondern seine Unterbedienten sollen allein für alles angerichtete Unheil stehen. Niemand soll sich auch erdreisten, diese kurfürstliche Erklärung für heimlich und hinterrücks erschlichen zu halten; darum wird sie hiermit öffentlich bekannt gemacht. Dies Versprechen soll nicht blos dem Oberkämmerer, sondern auch seiner Ehegattin, Kindern und Erben gehalten werden.“

Der neugebackene Graf erhielt einen Jahresgehalt von hundertzwanzigtausend Thalern, also monatlich soviel wie heute ein Minister etwa jährlich. Die saubere Gattin dieses allmächtigen Ministers und Camarillen-Chefs stammte aus gemeinstem Stande. Sie war eine Fischerstochter aus Emmerich; ihr Vater, Rickers mit Namen, hatte eine Winkelschenke angelegt und durch seine Tochter die Gäste angelockt. Der Kammerdiener des Kurfürsten, Biedekop, lernte sie kennen, heiratete sie und brachte sie nach Berlin. „Graf“ Wartenberg machte ihr dort den Hof: einige Kinder waren die Frucht dieser ehebrecherischen Verbindung, und

*) Durch des Kurfürsten Vermittelung ward er vom Kaiser in Reichsgrafenstand erhoben unter dem Namen „Graf von Wartenberg.“

als der Kammerdiener starb, ehelichte sie der Graf. Plump und unsittlich, auffahrend und hochmütig, ließ sie allen ihren Leidenschaften und Begierden freien Lauf. Dennoch bewies ihr der Monarch eine Gewogenheit, die ohne Gleichen war. Ihr Juwelenschmuck war eine halbe Million, ihr Meublement und ihre Effekten mehrere Millionen wert.

Die Verschwendungen am Hofe waren ungeheuer; die Einkünfte deckten sie nicht. Der schöpferische Geist des Ministers erfand die Kopfsteuer, die Karossensteuer, und die Perrückensteuer, letztere nach dem ganz richtigen Satze: da der Kopf einmal besteuert sei, müsse auch die Kopfbedeckung besteuert werden. Es wurden, um Defraudationen zu verhindern, sogar Haussuchungen nach Perrücken angestellt! — Die Grafen von Dohna, von Dönhof und von Lottum, die ihre hohen Staatsämter mit Ehrenhaftigkeit geführt, wurden gestürzt und durch schlechte Individuen ersetzt.

Der Kurfürst-König vergrößerte indeß sein landesherrliches Besitztum durch Ankauf der Grafschaft Tecklenburg in Westfalen für 300000 Thaler von dem Grafen Solms-Braunfels.

Eine Hungersnot raffte im Jahre 1709 ca. 247000 Menschen weg; der allmächtige Minister aber schwelgte fort mit seinen Kreaturen, bis endlich der Kronprinz ihn stürzte. Indeß ließ der König seinem „Grafen" das ganze, aus dem Blute des Volkes gepreßte Vermögen, gab ihm obendrein eine Jahrespension von 24000 Thalern und wies ihm Frankfurt am Main als Wohnsitz an. — Friedrich I. starb 1713.

Friedrich Wilhelm I., sein Sohn, der hausväterisch, sparsam und streng, in prosaischer Nüchternheit, fern von Pomp und Glanz regierte und selbst oft auf seinen Spazier-

gängen in den Straßen Berlins in väterlicher Zucht den Stock auf dem Rücken der Bummler und Tagediebe schwang, war eine Persönlichkeit, an der, wie an einem „Felsen von Erz“, jeder Versuch von Camarillen-Bestrebungen hätte zerschellen müssen, — der große Vater seines großen Sohnes. Er versammelte seine Minister und Generäle, Räte und umsichtige Bürger Berlins nach eigner Wahl um sich zur Besprechung, Erholung und Erheiterung bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Bier im abendlichen „Tabaks-Collegium“, wo Eversmann, sein Kammerdiener, der Gesellschaft kredenzte.

Er ließ sich nach seinem Regierungsantritt alsbald die Liste der Höflinge vorlegen, durchstrich sie und hob damit alle Hofämter seines Vaters auf. Der Obercereimonienmeister mußte nach Sachsen wandern, der Bischof verschwand, die Kammerherren und Junker wurden bis auf wenige unter's Militär gesteckt, die prächtige Schweizergarde erhielt den Abschied, das Heroldsamt, die Ritterakademie, die Hofmusikkapelle hörten auf. Man hatte kein Hoffest, kein Schauspiel, kein Ordenskapital des Adlerordens. Statt der goldgestickten Kleider erschienen einfache Röcke, statt der stolzen Karossen bescheidene Fußgänger; die Gnadengehalte nahmen ein Ende, die hohen Amtsgehalte wurden herabgesetzt. Nur einmal noch sah man Pracht und Pomp: beim Leichenbegräbnisse des königlichen Vaters. Dann ließ der junge König alle Schätze an Gold- und Silbergeräten, Raritäten, Juwelen, sowie den Marstall voll der schönsten Pferde Europas verkaufen und mit dem Erlöse die väterlichen Schulden bezahlen.

Friedrich Wilhelm I. regierte allein, nach eigener Einsicht und Gutdünken, und kein Schatten von Camarilla konnte aufkommen. Der Erfolg seines hausväterlichen

Regiments war: ein Preußen, blühender denn je zuvor, fest im Innern und nach außen, bereit, einer Welt in Waffen die Spitze zu bieten.

Friedrich der Große, sein Sohn, regierte ebenfalls vollkommen selbständig, verhandelte und beratschlagte mit seinen Ministern schriftlich und durch Unterredung und führte durch sie seinen Alleinwillen aus. Seine Kabinettsräte schrieben seine Befehle auf und waren ohne Einfluß. Er besaß die Liebe der Nation, das Zutrauen seiner Bundesgenossen, die Achtung seiner Nachbarn. Er, der Einsame auf dem Throne Preußens, sah niemanden um sich, als seine Generäle, Voltaire und einige andere französische Gelehrte, sowie seine Windspiele. Sein sonst selbst dem Geringsten seines Volkes geöffnetes Ohr war taub gegen jede Einflüsterung; er war jedem Camarillen-Einfluß unerreichbar. Sein Ruhm schuf den Ruhm Preußens. Er starb unter Staatsgeschäften, in seinen Kleidern, auf dem Lehnstuhle — „der erste Diener das Staats“, und sein Wahlspruch war: „Als König denken, leben, sterben“.

Friedrich Wilhelm der Zweite, des großen Königs höchst ungleicher Neffe und Nachfolger, regierte unter dem ausgebildetsten Caramillen-Regiment, das je in Preußen bestanden. Es geschah, was sein Oheim von ihm vorausgesagt hatte: „Nach meinem Tode wird ein lustiges Leben am Hofe werden, mein Neffe wird den Schatz verschwenden, das Heer ausarten lassen, die Weiber werden regieren und der Staat zugrunde gehen“. — Schwach von Charakter, gutherzig und sinnlich, ward der Erbe des Gewaltigen, ohne selbst eine Ahnung davon zu haben, das willenlose Werkzeug seiner Günstlinge, die zwischem ihn und seine ordentlichen Ratgeber traten. In der Gewalt der Reize der Gräfin Lichtenau, unter dem Einflusse des Generals von Bischofswerder und anderer Mitglieder des Rosen-

kreuzerbundes, sowie des intriganten Kultusministers Wöllner, in deren Händen alle Fäden der preußischen Hofpolitik waren, wurde der König mit Alchymie, Geisterseherei, den Geheimnissen des Rosenkreuzertums, des Maurertums und der — Liebe vollauf beschäftigt, umringt und fast erdrückt von Verschwendung und Üppigkeit.

Die Gräfin Lichtenau,*) geborene Wilhelmine Enke, war nur die Hehlerin bei dem großen Diebstahle, den die Camarilla an dem königlichen Absolutismus beging. Schon als Kronprinz liebte sie der König, der sie bei ihrer älteren Schwester als 13-jähriges Mädchen kennen gelernt hatte. (Jene, ursprünglich Figurantin bei der italienischen Oper der Residenz, hatte sich von einen Grafen Matuschki entführen und in Venedig mit ihm trauen lassen. Nach ihrer Rückkehr führte sie in Berlin ein glänzendes Haus.) Der Thronerbe erklärte Wilhelmine zu seiner Geliebten und ließ sie sorgfältig erziehen. Als der König davon erfuhr, bestand er auf ihrer Entfernung. Nun übernahm des Prinzen Kammerdiener, der spätere „Geheime Kämmerer" Rietz, vor der Welt die Rolle ihres Ehemannes, während sie faktisch die Maitresse des künftigen Herrschers war. Sie liebte diesen wirklich, ja, sie war sogar eifersüchtig. Endlich begriff sie ihre Stellung als solche, die ihr ihre Existenz sichere. Nun wurde sie die Kupplerin des Königs ..**) hatte aber immer noch Reizmittel im Rückhalt, wodurch sie ihn so zu fesseln wußte, daß er immer wieder zu ihr zurückkam. Sie war ganz Weib, nicht voll Bosheit, aber

---

*) Vgl. noch: „Biographische Skizze der Madame Ritz, jetzigen Gräfin Lichtenau". Paris 1798. (168 S. — eine selten gewordene Schrift.)

**) Wir lassen hier aus Pietät eine weitere Schilderung, die sich im Originale befindet, aus.

rachsüchtig in der Liebe und eitel. Manchen Schurken hat sie emporgehoben, manchen Bettler bereichert, der sie noch nach ihrem spät erfolgenden Sturze mit Füßen treten wollte.

Zu großen Ausgaben verleitete sie den König nie für sich; was sie erhielt, war wahrlich für einen königlichen Verschwender, der Millionen vergeudete, eine Bagatelle. Einige Güter in der Mark, für einige 100 000 Thaler Juwelen, sowie 500 000 Thaler, um die sie Struensee prellte, das war alles. Güter in Polen hat sie sich nie schenken lassen; diese wurden allerdings in bedeutender Zahl an andere verschenkt. Von fremden Mächten war sie nie bestochen.

Die Natur hatte ihr alle Reize verliehen, um genußliebende Männer zu fesseln. Ihr Körper war wunderschön, ganz Ebenmaß, ohne Gleichen. Sie besaß Unterhaltungsgabe und Geschmack in Kunstsachen. Ihr Tisch war der ausgesuchteste in Berlin, ihre Zirkel die zwanglosesten und freudevollsten, die es gab. „Sie war zur Maitresse geboren und gebildet.“ —

Kaum war Friedrich Wilhelm II. mit dem Tode abgegangen, so war die Haftnahme der Gräfin Lichtenau nebst Entfernung Bischofswerders der erste Schritt der neuen Regierung. Aber es fehlte gänzlich an sicheren Anzeichen der Landesverräterei, deren man die Maitresse des Königs beschuldigt hatte; aus ihren konfiszierten Papieren war nichts zu erweisen. Nachdem die Untersuchung ohne Resultat geführt war, nahm man die Güter der Gräfin in Beschlag. Sie selbst wurde nach der Festung Glogau gebracht und ihr eine Jahrespension von 4000 Thalern gegeben.

Hier in Glogau kaufte sie ein sehr schönes Wohngebäude, richtete es auf's geschmackvollste ein und gab brillante Thee's und Gesellschaften. Schauspieler, Virtuosen, Schrift-

steller u. s. w. sammelten sich um sie. Ein junger, schöner, feuriger Italiener, Fantano mit Namen, der im Döbbelin'schen Theater in Posen Lichtputzer gewesen war, wurde der Gräfin als Kartenschläger vorgestellt. Er entzückte sie dermaßen, daß sie ihn täglich zu sich kommen ließ und ihn nach einigen Wochen ganz in's Haus nahm.

Wegen ihres Vermögens, das noch mit Beschlag belegt war, führte sie einen Prozeß mit dem Könige, der es endlich müde ward, sich noch länger über diese Sache Vortrag halten zu lassen; er befahl, der Gräfin unter der Bedingung die Freiheit wiederzugeben, daß sie auf alle weiteren Ansprüche Verzicht leiste. Dies geschah, und sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihren Fantano in Wien zum Herrn von Holbein umschaffen zu lassen, worauf sie ihn heiratete und sich in Breslau niederließ. Später trennte sich dieser Ehebund; sie ging nach Wien, er trat zum Theater zurück und ist als pensionierter Hoftheaterdirektor von Holbein zu Hannover in den fünfziger Jahren verstorben — die Gräfin starb schon 1820. (Ihre Memoiren, 2 Bde., erschienen 1808.)

Zu dem Hofpersonal, das den König beherrschte, gehörte ferner der General von Bischofswerder.*) Er war ein gewöhnlicher Kopf, aber ein böser Charakter; sein Gemüt war aber zu sehr den äußeren Eindrücken offen, woraus Willensschwäche und Charakterlosigkeit entstanden. Er war sächsischer Cavalier und wurde in den „Rosenkreuzerorden" gezogen.**) Dem Könige bereits als Kronprinzen empfohlen, suchte er ihn bald für seine Geisterseherei und alchymistischen

*) Johann Rudolf v. B., geboren am 13. November 1741, gest. am 31. Oktober 1803. In der äußeren Politik war er der Haupturheber der Pillnitzer Konvention und des Krieges gegen Frankreich (1792).

**) Vgl. über diesen Orden: Sierke, Schwärmer und Schwindler. 1874.

Projekte zu gewinnen, was ihm bei der Gemütsart Friedrich Wilhelms leicht gelang. Bald war Bischofswerder der Liebling des Kronprinzen, dessen Schwächen er zu seinem Vorteile zu benutzen verstand, wobei er sich nie die Miene gab, als wollte er eine Herrschaft über ihn ausüben.

Auch als der Kronprinz König geworden, mischte sich Bischofswerder nie direkt in die Staatsangelegenheiten, ebensowenig wie in die liaisons des Königs. Er machte keine Ansprüche auf Beförderung und Geschenke, ja selbst die Militärsachen bearbeitete er nicht, sondern hielt sich ganz passiv. — Desto mehr bedurfte ihn der König; schwankte er, wie es häufig der Fall war, zwischen Meinungen und Ansichten, so eilte er zu seinem Vertrauten, um sich Rats zu erholen. Er fand und benutzte ihn auf der Stelle. Wenn der König mitten im Taumel der Genüsse aufgefordert ward, ein wichtiges Staatsgeschäft zu entscheiden, so wurde Bischofswerder gerufen und es hieß dann: Machen Sie die Sache ab, wie Sie glauben, daß es am besten ist! Der Aufgeforderte entschuldigte sich dann wohl, es half aber nichts, und wenn alles ausgefertigt war, unterschrieb der König die Reinschrift, ohne sie gelesen zu haben. — Unbedeutendere Gegenstände überließ Bischofswerder dem Kabinettsrat Beyme, ja selbst dem „Kämmerer" Rietz, der durch den Kabinetts-Sekretär, seinen Bruder, Kabinetts-Ordres fabrizieren ließ.

Bischofswerder befolgte diese Methode ganz schlau bis ans Ende seiner politischen Laufbahn, und selbst die Güterschenkungen in Polen wurden auf eben diesem Wege verhandelt und vollzogen. Der zu Beschenkende kam bittend darum ein, die Bittschrift wurde dem Minister Grafen Hoym zur Begutachtung pro forma mitgeteilt, dann erfolgte die Schenkungsurkunde. Vorher war aber alles durch Privatkorrespondenz erledigt.

Mit der Lichtenau war Bischofswerder in ewigem Streite; sie konnte ihn aber nicht stürzen, weil der König auf alle ihre Klagen stets antwortete: „Nicht Bischofswerder, sondern ich habe dies so gewollt." Zuletzt durfte sie seinen Namen nicht mehr nennen.

Die ganze Politik Bischofswerders bestand darin: Nichts zu scheinen und alles zu sein! Der Bestechung gab er sich nicht hin, desto mehr aber seine Frau. Die in Polen veranstalteten Güterverschleuderungen waren ihr Werk; sie verleitete ihren Mann, darauf einzugehen, indem sie ihm stets vorhielt: „Du wirst wie ein Bettler sterben, wenn Du nicht jetzt noch die letzten Tage des Königs benutzest, um für Deine Familie etwas zu thun."

Der „Kämmerer" des Königs, Rietz, ein ganz gemeines Wesen, ertrug als dessen Bedienter, als er noch Kronprinz war, alle Launen seines Herrn. Dieser, jähzornig wie er war, mißhandelte seine Leute häufig; später, wenn die Hitze verflogen war, spürte er Reue, und suchte das Unrecht durch Geschenke wieder gut zu machen. Rietz ließ sich geduldig alle Ohrfeigen, Fußtritte, Stockprügel und sonstigen Liebeserweisungen gefallen; er entschädigte sich dadurch, daß er die ihm untergebenen Bedienten ebenso behandelte. Wie er nun endlich für seinen Gebieter sich zum Ehemann von dessen Maitresse hergegeben hatte, saß er fest auf seinem Posten, solange die Lichtenau in Ansehen stand. Dies war das einzige Band, das ihn an sie fesselte.

Rietzens Genuß bestand in Essen und Trinken, sein Ehrgeiz in Befriedigung seines Hochmuts, sein Bemühen im Sammeln eines Kapitals für's Alter. Im sogenannten „neuen Garten" feierte er seine Bachanalien, hier flossen Champagner und alle edlen Weine wie Wasserbäche. — Seinen Hochmut kitzelte es besonders auf Reisen des Königs,

die Beamten, zumal die Landräte zu tyranisieren. So kam er einst in den Sternberg'schen Kreis, sprang wütend aus dem Wagen, schrie nach Pferden, schimpfte auf den Landrat, dessen Langsamkeit u. s. w. Es war finster; der Landrat, ein Mann voll Treue und Ehrgefühl, erschien und rief mit gewaltig ertönender Baßstimme: „Wer will hier Befehle erteilen außer mir? Dem soll ja der Teufel auf den Kopf fahren! Will der Schuhputzer wohl in den Wagen!" u. s. w. Und Rietz, der größte Poltron, schwieg mäuschenstill und setzte sich ganz unbemerkt in den Wagen; er hütete sich, beim Könige Klage zu führen, denn Fußtritte wären der königliche Bescheid gewesen. — Der Gelddurst dieses gemeinen Menschen war allein der Grund, daß in jener Zeit eine solche Masse von Orden an Unwürdige verliehen, manche Adelsdiplome so wohlfeil verkauft wurden, da ihm ansehnliche Geschenke und Gebühren dafür zuflossen. So mancher neugebackene Junker, der (von dem altehrwürdigen Adel der Monarchie) den Zunamen „Sechs- und Achtziger" erhielt, ist (so sagten jene) nicht vom Könige, sondern von seinem Kammerdiener gestempelt worden!

Der Minister Wöllner*) war „ein gemeiner Intriguant und Bischofswerders Werkzeug." Der König schmachtete in den Netzen beider. Wöllner ist Urheber und Verfasser

*) Johann Christian W. (seit 1786 geadelt), 1727—1800 lebend. Zugleich mit seiner Adelung wurde er, der ehemalige Großbehnitzer Pastor, Oberfinanzrat und Intendant der königlichen Bauten, zwei Jahre darauf Minister der geistlichen Angelegenheiten. Das berüchtigte Religionsedikt erschien am 9. Juli 1788; es bedrohte jede Abweichung vom Lehrbegriff der symbolischen Bücher mit Amtsentsetzung und anderen Strafen, machte auch die Anstellung des Geistlichen von einem Rechtgläubigkeits-Examen abhängig. Auch Kant z. B. hatte darunter zu leiden. — Friedrich Wilhelm III. hob es sofort auf (1797).

des berüchtigten „Religionsedikts.“*) — Das waren die Hauptträger des Camarillenregiments, das sich und seinen Einfluß hauptsächlich durch die Güterverschleuderungen in Polen verstärkte und bei Lebzeiten des Königs die Zügel der Regierung in den Händen hielt, bis endlich Bischofswerder, die Seele des Ganzen, gleich nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. entfernt wurde.

Ein charakterfester Regent, den seine Zeitgenossen mit dem Beinamen des „Gerechten“ bei Lebzeiten ehrten, König Friedrich Wilhelm III., folgte seinem Vater in der Regierung, ihm durchaus ungleich, ohne Prunk und Glanz, ernst und einfach und einsilbig, jede Gelegenheit meidend, wo er den König in seiner Person zeigen mußte, nur im Kreise seiner Familie und Freunde zutraulich; ihm zur Seite die Königin, ein leuchtendes Musterbild weiblicher Tugenden. Ordnung, bedächtige Ruhe, harmlose Gemütlichkeit herrschte in seiner Umgebung, ganz im Gegensatze zu dem unruhigen Leben und der Herrsch- und Genußsucht in den höheren Kreisen der Residenz, wo Bachanale und Orgien gefeiert wurden, wie vordem.

Mit der Schlacht bei Jena, die Preußen in den Abgrund politischer Ohnmacht stürzte, wo es sich unter dem Fuße der Corsen wand und krümmte und sein Name schier gelöscht war von der Tafel der Nationen, schwand dieses

---

*) Dazu, daß der König mit der Gräfin Ingenheim und nach deren Tode mit der Gräfin Dönhoff zu Lebzeiten seiner zweiten königlichen Gemahlin Ehen abschloß, daß, nach dem Zeugnisse Schadow's, vom Adel und der Bürgerschaft ihm Frauen und Töchter um die Wette angeboten wurden — dazu schwieg der heuchlerische „Wächter am Kreuze“. Man braucht übrigens nur die frivolen Gesichtszüge aller der oben Genannten auf ihren Portraits zu sehen, um zu wissen, weß Geistes Kinder sie waren!

Leben vor dem Ernste der Zeit. Die großartigsten Ideen griffen Platz und bewirkten den jähesten Umschwung der Dinge in Preußen. Stein, Schön, Scharnhorst, Gneisenau und andere Gewaltige traten hervor, die, unterstützt von der Aufopferung des ganzen Volkes, mit ruhiger Kraft und festem Willen jenen großen „Umsturz“ herbeiführten, der Preußen aus seiner Erniedrigung urplötzlich zu einer europäischen Macht erhob, nach außen in jeder Beziehung gekräftigt und gefestigt.

Nicht minder gelang die Kräftigung im Innern, besonders durch die glückliche Wahl des Königs hinsichtlich der Mitglieder des Staatsministeriums. Befähigte, umsichtige, hochgebildete Ehrenmänner, wie Kircheisen, Altenstein, Maaßen wurden berufen, und das Volk war glücklich und zufrieden unter diesen Ratgebern des Königs; die Volkswohlfahrt gedieh, der Wohlstand nahm wieder zu. Nach dem Abgange jener Männer finden wir freilich unter ihren Nachfolgern die Namen Brenn, Rochow (bekanntlich Entdecker des „beschränkten Unterthanenverstandes“), Kamptz (den Demagogenriecher, dessen „Codex der Gensdarmerie“ auf dem Wartburgfeste mit verbrannt wurde) und Tschoppe (scheusäligen Angedenkens, den „Großinquisitor der demagogischen Ketzerei.“) — — —

Die „Revolutionsfurcht“ und das feste Anlehnen an die Politik Metternichs, sowie die bekannten Beschlüsse des Bundestages traten ja leider einer dem großen Anfange entsprechenden großen Weiterentwickelung hemmend in den Weg. Aber wir dürfen die großen Verdienste des Königs für die innere politische Entwickelung nicht zu gering anschlagen. Gleich nach der Entfernung Bischofswerders erschienen die bekannten königlichen Erlasse, die die Annalen des preußischen Königstums immer zieren werden, wodurch

größere Druck- und Preßfreiheit verheißen, unparteiische, durch „Kabinettsbefehle“ nicht zu hemmende Justiz u. s. w. verordnet wurden. Friedrich Wilhelm zog die ganze oberste Staatsgewalt an sich, während unter seinem Vater die Günstlinge durch erwirkte Kabinettsbefehle in das Räderwerk der Staatsmaschine eingegriffen hatten. Aber zu wenig sich selbst vertrauend, übertrug er, als der politische Himmel sich stets mehr trübte und die Staatsverhältnisse immer schwieriger wurden, die Staatsgewalt einem neuen Kollegium, das auch „Kabinett“ hieß, aber ein Mittelding zwischen dem früheren Camarillen-Kabinette und dem modernen Kabinette, der Gesamtheit der Minister, war.*) An der Spitze dieses Kollegiums stand der Minister Graf von Haugwitz, ein Freund des verstorbenen Königs, Besitzer eines ererbten jährlichen Privateinkommens von vierzigtausend Thalern und ohne Gehalt dienend. Neben ihn hatten den größten Einfluß die Kabinettsräte Lombard**) und Beyme.***) Der erstere, Lombard, ward durch einen Zufall so hoch emporgehoben. Friedrich der Große verlangte nämlich vom Gymnasialdirektor Gedike einen der französischen Sprache mächtigen Gymnasiasten für seine Kanzlei, und die Wahl fiel auf den der französischen Kolonie entstammenden Lombard, der dann bis zum Kabinettsrat stieg. Er hatte unter Haugwitz den bedeutendsten Einfluß im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Stein, der Minister, sagt von ihm und Haugwitz in einem Briefe an den alten Freiherrn von Gagern: Seicht und schwachköpfig war weder Haugwitz noch

*) So eine Art von Civilkabinett mit übergreifenden politischen Befugnissen.

**) Johann Wilhelm L., geb. 1767, † 1812.

***) Karl Friedrich Grf. v. B. (Graf seit 1816), geb. 1765 † 1838.

Lombard. Beide hatten vielen Verstand, letzterer viel klassische Gelehrsamkeit, gründliche Kenntnis der französischen Litteratur, nicht gemeines Dichtertalent. Beide waren unmoralisch und roués, Lombard von niedrigem Herkommen, eines Perrückenmachers Sohn — daher sagte er: mon père de mémoire poudreuse — in der lüderlichen Schule Rietzens und der Lichtenau gebildet.

Lombard selbst sagte von sich nach Aufzeichnungen von Gentz*); „Sie waren ja früher mit meiner Lebensweise bekannt; sie hat sich seitdem nicht geändert. Ich war zu allen Zeiten arm wie eine Kirchenmaus. Meine Frau hatte kaum ein Zimmer, worin sie Freunde empfangen konnte. Was mich betrifft, so waren ein einfacher Lehnstuhl und eine Tabakspfeife das Ziel meiner Wünsche. Es ist doch wahrlich der Mühe nicht wert, ein Schelm zu sein, um in solchem Elend zu sterben.“ An diesen „einfachen Lehnstuhl“ fesselten ihn heftige podagrische Leiden vor dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1806. Er hatte das Kriegsmanifest Preußens in französischer Sprache entworfen; Gentz war von ihm zu Rate gezogen, der den Entwurf umänderte und auch die Abfassung in deutscher Sprache übernahm. Wenn wir den (allerdings häufig mit Vorsicht aufzunehmenden) Äußerungen Gentzens trauen dürfen, war Lombard weit mehr Minister als der Graf Haugwitz, der ohne ihn zu keiner wichtigen Maßregel schritt.

Unter Friedrich Wilhelm III. hatte sich dadurch in den ersten Jahren seiner Regierung ein eigenes Verhältnis gebildet. Die Minister, jeder ausschließlich mit seinem Geschäftszweige betraut, hatten keine Stimme über die Geschäfts-

*) Friedrich v. G., geb. 1764, † 1832. Seine Tagebücher 1873/74 in 4 Bden. erschienen.

führung des Kabinetts. Der König beratschlagte, verhandelte und beschloß allein mit seinem Kabinett und dem mit diesem affiliierten Grafen von Haugwitz; seine Minister führten die in der Kabinettsversammlung gefaßten Beschlüsse aus.

Gegen diese neue Behörde trat der Freiherr von Stein kurz nach Antritt seines Ministerpostens auf in seiner „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinetts und der Notwendigkeit der Bildung einer Ministerialkonferenz"*), worin er die Ursachen des Übels und die Mittel zu dessen Beseitigung angab, sowie sich entschlossen erklärte, sein Amt niederzulegen, wenn der König auf seine Ratschläge nicht eingehe.

Er führte darin musterhaft aus, daß diese Kabinettsbehörde kein gesetzliches und öffentlich anerkanntes Dasein habe, trotzdem aber in der Gegenwart und im Namen des Königs verhandle, beschließe und aussertige; sie habe alle Gewalt, die endgültige Entscheidung aller Angelegenheiten, die Besetzung aller Stellen — aber keine Verantwortlichkeit, da die Person des Königs ihre Handlungen sanktioniere. Den Ministern dagegen bleibe die Verantwortlichkeit der Anträge, der Ausführung und die Unterwerfung unter das öffentliche Urtheil. Alle Einheit unter den Ministern sei aufgelöst, da sie unnütz sei und die Resultate aller ihrer gemeinschaftlichen Beratungen und Beschlüsse von der Zustimmung des Kabinetts abhingen. Diese Abhängigkeit von Subalternen, die das Gefühl ihrer Selbständigkeit zu übermütigen Betragen verleite, kränke das Ehrgefühl der obersten Staatsbeamten, man schäme sich einer Stelle, deren Schatten man nur besitze, da die Gewalt selbst das Eigentum einer untergeordneten Instanz geworden sei.

---

*) Das Nähere enthält ausführlich „Stein's Leben" von Pertz.

Zudem lebe der König in gänzlicher Abgeschiedenheit von seinen Ministern; er stehe mit ihnen weder in unmittelbarer Geschäftsverbindung, noch in der des Umgangs oder der persönlichen Korrespondenz. Eine Folge hiervon sei Einseitigkeit in dem Eindrücken, die er erhalte, in den Beschlüssen, die er fasse, und Abhängigkeit von seinen Umgebungen. Diese Einseitigkeit sei eine Schuld der Kabinettseinrichtung, wo alle inneren Angelegenheiten nur durch einen und denselben Rat vorgetragen würden, der mit den Verwaltungsbehörden in keiner fortdauernden Verbindung stehe. Man vermisse somit bei dem Kabinette gesetzliche Verfassung, Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Behörden und Teilnahme an der Ausführung.

Aus Steins derber Feder ist uns eine Schilderung der Personen dieses Kabinetts aufbewahrt, die hier ihre Stelle finden mag.*) Er sagt:

Das Kabinett, insofern es sich nicht auf die Militärverwaltung bezieht, besteht aus den beiden Kabinettsräten Beyme und Lombard und dem mit ihnen vereinigten und von ihnen abhängigen Minister Grafen von Haugwitz. Der erstere (Beyme) besaß als Kammergerichtsrat Achtung wegen seines geraden, offenen Betragens, seines gründlichen und gesunden Urteils und seiner Arbeitsamkeit. Er besitzt Kenntnisse in der Rechtsgelehrsamkeit; mit den zur Leitung der inneren Staatswirtschaft nötigen Kenntnissen ist er nicht im mindesten vertraut. Das neue Verhältnis, in welches er als Kabinettsrat trat, machte ihn

*) Sie ist bedeutend schärfer als die des obigen Citats aus dem Briefe Stein's an Gagern. Steins Sprache ist hier, wie einst die des Demosthenes, „aus Zorn und Schmerzen geboren“.

übermütig und absprechend; die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachteilig, seine genaue Verbindung mit der Lombardschen Familie untergrub seine Sittenreinheit und seine Liebe zum Guten, verminderte auch seine Arbeitsamkeit.

Der Kabinetsrat **Lombard** ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft; seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein — die ernsten Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Teilnahme an den Orgien der Rietz'schen Familie, seine frühere Bekanntschaft mit den Ränken dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt.

In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines roué, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit im Umgange laxer Menschen mit Spiel und Polissonnerien*) vergeudet, liegt die Leitung der diplomatischen Verhältnisse des Staats in einer Periode, die in der inneren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet.

Das Leben des Ministers **von Haugwitz****) ist eine ununterbrochene Reihe von Verschrobenheiten und Äußerungen von Verderbtheit. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften leicht und unkräftig, sein Betragen war süßlich und geschmeidig. Er folgte den Thoren, die

---

*) Unfläthereien, Zotereien. —

**) Christian Heinrich Karl, Graf v. Haugwitz, Frhr. v. Krappitz. (1752—1832). In der äußeren Politik ist u. a. sein „Verdienst", daß am 1. Dez. 1805 Preußen Ansbach, Kleve und Neuenburg, gegen das Danaergeschenk der Besitznahme Hannovers, an Napoleon abtrat.

in Deutschland vor 30 Jahren das Geniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, der Lavater umgab, ward Theosoph, Geisterseher ꝛc. und endigte mit der Teilnahme an den Gelagen der Rietz (Lichtenau), an den Intriguen jener Frau, verschwendete die dem Lande gehörige Zeit am L'hombre-Tische und seine Kräfte in sinnlichen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen Verräters seiner täglichen Gesellschafterin (der L.), eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgestumpften Wollüstlings.

Eine notwendige Folge der Unvollkommenheit der Einrichtung des Kabinetts und der Auswahl der Personen — so schließt Stein — ist das Mißvergnügen der Bewohner des Staats über die gegenwärtige Regierung und die Notwendigkeit einer Veränderung. —

Steins Vorstellung blieb indeß für den Augenblick ohne Erfolg, da der König außerordentliche Schritte nicht liebte. Bald wurde aber die Entlassung des Grafen Haugwitz und des Kabinettsrats Lombard doch noch Thatsache (1806); indeß war der jüngere Lombard und andere Kreaturen Haugwitz' zurückgeblieben, auch der Kabinettsrat Beyme im fortdauernder Thätigkeit. Stein, (der seit 1804 im Ministerium das Departement des Accise-, Zoll-, Salz-, Fabriken- und Kommerzialwesens innehatte) wurde zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten berufen, lehnte aber zunächst ab und wollte nur eintreten, wenn der König seine Minister um sich in einem Ministerrate („Conseil") versammle, wogegen sich der König aussprach. Es kam zu heftigen schriftlichen Äußerungen des Monarchen gegen den Minister, der um seine Entlassnng bat, weil ihn der König in einem an ihn gerichteten Kabinettsschreiben einen „widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener"

genannt hatte, „der, mit seinem Genie und seinem Talente prahlend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß handelt, dergleichen Staatsbeamte am allernachteiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirken."

Diese Worte des Königlichen Kabinettsschreibens wiederholte Stein in seinem Dienstentlassungsgesuch und der König erteilte darauf die Antwort:

Da der Baron von Stein unterm gestrigen Dato sein eigenes Urteil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen.

Königsberg, 1. Januar 1807.

Friedrich Wilhelm.

Seine Erwiderung darauf nebst Dank für die Entlassung und die Bitte, selbige in gewöhnlicher Form ausfertigen zu lassen, ward weder beantwortet noch gewährt. ——

Nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit, der Preußen der Hälfte seines Landes beraubte, schrie die Zeit nach einem Retter, der in anderer Weise, als die bisherige Staatsretterei, ans Werk schritte. Ganz Preußen erwartete von Stein allein die Lösung dieser schweren Aufgabe. Prinzen und Prinzessinnen wandten sich an ihn mit der Bitte, an die Spitze des Staates zu treten. Die Aufforderung des Königs erfolgte, und Stein, der Große, erwiderte, großmütig alles Frühere vergeßend, die denkwürdigen Worte:

„In diesem Augenblicke des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen. Ich befolge den Befehl wegen des Wiedereintritts in das Ministerium des Innern unbedingt und überlasse Eurer Majestät die Bestimmung jedes

Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Eure Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll."

Und Preußens innere Erhebung begann durch Stein. Er war es, der zuerst in Preußen die Berechtigung der Selbstregierung der Gemeinden anerkannte und aussprach, er war derjenige — um nicht Allbekanntes zu wiederholen — der, mit einem Worte, Preußen aus dem Schiffbruche rettete. Napoleon erkannte die Größe und Energie Steins, die ihm selbst gefährlich wurde, und Stein mußte auf Napoleons Befehl bald darauf aus dem preußischen Staatsdienste entfernt werden!

Hardenberg folgte dem »pater patriae« und ward Staatskanzler. Die Bedeutung der Stein-Hardenberg'schen Reformen zu schildern, hieße Eulen nach Athen tragen. Hardenberg, 12 Jahre lang an Preußens Spitze, starb arm und hinterließ nichts als sein ererbtes väterliches Rittergut. Das ist der Aristides-Ruhm, der ihm in die Gruft nachgefolgt und in den Tafeln der Geschichte verzeichnet ist. Mit seinem Tode erlosch das Staatskanzleramt in Preußen; fortan waren Staatsministerium und Staatsrat die höchsten Behörden im Lande. —

Eine eigentliche Camarilla hatte sich unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. nicht zu bilden vermocht. Einflüsterungen stand dieser Monarch gleich seinem Großoheim fern. Nur ein gewisser „Zirkel" wurde als einigermaßen einen Camarillenkreis bildend von Zeitgenossen angesehen. Als sein Organ galt das vom Professor Jarcke herausgegebene politische „Wochenblatt", das trotz seiner Devise: »Nous ne voulons pas la contrerévolution, mais le contraire de la révolution« — die durchgreifendste politische und religiöse Restauration predigte.

Anhang I.

Eine Fortsetzung der voraufgehenden, mit klassischer Kürze und treffendem Urteil geschriebenen Skizze zu schreiben, ist in mehr denn einer Beziehung schwer. Hoffentlich aber ist mein Bemühen, in der gleichen Weise — frei von Sensationsschriftstellerei wie von Byzantinismus — fortzufahren, nicht ganz mißlungen.

Wir verlassen das Mausoleum von Charlottenburg, wo man in der zweiten Juniwoche von 1840 den König der Freiheitskriege zur Ruhe gebettet, und wenden uns seinem ältesten Sohne zu.

Unter den glänzendsten Auspicien schritt Friedrich Wilhelm IV. die Stufen zum Throne seiner Ahnen empor, gerade zweihundert Jahre nach der Thronbesteigung des großen Kurfürsten und hundert Jahre nach der Friedrichs des Großen. Kaum jemals ist ein Herrscher mit freudigeren Erwartungen begrüßt worden, selten schien einer geeigneter, all' diese zu erfüllen, als er. Von der Natur mit hohen Gaben ausgestattet, durch die besten Lehrer gebildet, für alle Geistesregungen der Zeit ungemein empfänglich und die empfangenen Eindrücke in geistsprühender Beredtsamkeit wieder verlautbarend — stellte er treu das Bild seiner Zeit in sich

dar mit allen ihren großen, aber unter einander unausgeglichenen Ideen. Schon als Kronprinz populär, wie in der preußischen Geschichte nur noch „unser Fritz“, galt er für den Heiland des neuzeitlichen Geistes, dessen in den Freiheitskriegen erstarkte Schwingen durch die Epoche der Demagogenverfolgungen in der letzten Zeit stark gestutzt worden waren. — Anders als sonst in Regentenköpfen malte sich in der That in seinem Kopfe die Welt. Aber „leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen“: die Weltgeschichte geht nicht die Wege des bel esprit, und er, der so äußerst „Impressible“, konnte am allerwenigsten der Zeit seinen Stempel aufdrücken. Seinen klassisch schönen Worten entsprachen die Thaten nicht.

Wohl selten hat die Weltgeschichte ein krauseres Bild zu verzeichnen gehabt, als das seiner Handlungen. Da sehen wir viel Initiative, aber wenig Energie; hohe Ideen, an tiefwurzelnden Vorurteilen scheiternd; hochherzige Reformen, wieder gehemmt durch absolutistischen Eigensinn; Geistesblitze, die an die Tafelrunde von Sanssouci gemahnen, daneben religiöse Mystik; Ansätze gesunder Realpolitik, untergehend in romantischer Schwärmerei für mittelalterliche Verhältnisse. Um ihn die Geistesheroen der Zeit, die er zum Teil unverdienter Ächtung wieder entrissen, wie Arndt, die beiden Grimm's u. s. w.; die Humboldt's seine persönlichen Freunde: daneben wieder die ärgsten Finsterlinge! Das Censurjoch durch den Erlaß von Weihnachten 1841 sehr erleichtert (nachdem schon am 4. Oktober alle Druckschriften über 20 Bogen von der Censur befreit waren); ein Ober-Censurgericht für Prüfung von Beschwerden gegen die Censur eingesetzt; der blutige Tschoppe entlassen (den bald des Wahnsinns Nemesis ereilte); eine allgemeine politische Amnestie (10.8.40); weitgehende politische Versprechungen unter besonderer Hervor-

hebung des deutschen Berufes Preußens — und fast in demselben Atemzuge: Absetzung von liberaler denkenden Professoren und deren Ersetzung durch Ultra-Orthodoxe; an Altensteins Stelle ein Eichhorn als Kultusminister; Liebäugeln mit der katholischen Kirche, der eine besondere Abteilung im Kultusministerium zugestanden wurde und die den „heiligen" Rock von Trier ausstellen durfte; Ächtung Hoffmanns von Fallersleben und Verbot aller Schriften seines Verlegers Campe, ferner Verbot der Rheinischen Zeitung, der Leipziger Allgemeinen Zeitung, Ächtung Herwegh's, dessen „ehrlicher Feind" der Monarch sein wollte, die strengsten Censurverschärfungen (sodaß damals sogar Dante's „göttliche Comödie" beanstandet wurde, „weil man mit göttlichen Dingen nicht Comödie spielen dürfe"); Antastung der Unabhängigkeit der Richter (Verordnung vom 29. 3. 44); hartnäckige Verweigerung einer Verfassung, zu der ihn „keine Macht der Erde" bringen sollte (1842) und dann Oktroyierung der Verfassung (5. 12. 48 und 31. 1. 50); das caudinische Joch von Olmütz (1850), eine böse Satire auf Preußens deutschen Beruf; die unpopuläre Sympathie für Rußland u. s. w. u. s. w. — genug Stoff für Klagen der Zeitgenossen.

Verwundert fragt man wohl beim Überblick über diese widerspruchsvollen Thatsachen eines einzigen Jahrzehntes, wie solches möglich sei. Der Geschichtsforscher aber soll sich nicht wundern, sondern zu begreifen suchen.

Der eine Grund dieser Wirrsal liegt in dem oben schon skizzierten Charakter des Königs. Nicht übel hat ihn der kongeniale Berliner Volkswitz charakterisiert, indem er seinem Reiterbilde vor der Nationalgalerie*) die Worte in den Mund

*) Der König, sein Pferd beim ersten Schritte parierend, ist barhäuptig dargestellt, den Kopf zurückwendend.

legt: „Herrje, ich habe ja meinen Hut vergessen!" — und indem er die beiden, dem Monarchen von Kaiser Nikolaus geschenkten Rossebändiger an der Lustgartenseite des Schlosses als „gehemmten Fortschritt" und „beförderten Rückschritt" bezeichnet.*) Friedrich Wilhelm IV. ritt allerdings in der Politik meist „ohne Hut" aus und sah sich dann genötigt, wieder umzukehren und häufig „den Ritt ins alte romantische Land" ganz aufzugeben; und wo der Zeitgeist, dem mutigen Rosse gleich, in den Lustgarten der Freiheit stürmen wollte, ohne seine Genehmigung zu erwarten, da wollte er ihn bändigen, bis es ihm beliebte, ihm den Lauf zu lassen.

Der Charakter des Königs erklärt all' das jedoch nur zum Teil. Schon Spinoza erklärt das Widerspruchsvolle in den menschlichen Handlungen daraus, daß wir in solchen Fällen nicht ganz oder fast gar nicht mehr Ursache unseres Thuns seien, wenn wir es uns auch einbilden mögen. Man glaubt dann zu schieben und man wird geschoben. Dies trifft auch auf diesen Herscher zu. Durch wohlberechnetes Eingehen auf seine absolutistischen, romantischen und sonstigen Schwärmereien wirkte eine Camarilla auf ihn ein, die um so mächtiger war, je sorgfältiger sie jeden Schein einer gewollten Beeinflussung vermied. In den Vollbesitz ihrer Macht gelangte aber diese Camarilla erst in dem zweiten Jahrzent der Regierung des Königs, das man mit Recht als „die Jahre der Reaktion"**) bezeichnet

---

*) Vgl. B. Laverrenz, Die Denkmäler Berlins und der Volkswitz, S. 14 und 21.

**) Diesen Titel führt auch eine mit verwertete bei M. Bading in Berlin 1881 erschienene Schrift von Dr. A. Bernstein, einem Zeitgenossen jener Bewegung. Neben vielem Wertvollen enthält das Buch auch manches Ungerechte und Schiefe, z. B. die Urteile über Bismarck u. s. w.

und in dem er weniger regierte, als regiert wurde. Der 18. März 1848 war des vierten Friedrich Wilhelm politischer Todestag; hier erlitt sein Vertrauen zu sich und dem Volke, das er — wie ein moderner Historiker richtig sagt — nie verstand, den Todesstoß. Die Freude am romantischen Königsspiel war ihm verdorben, er überließ das verstimmte Instrument den Kammermusicis, die nun darauf ein infernalisches Konzert begannen.

Ekel ergreift den Historiker, wenn er sich durch diesen Wust von Chikanen, Intriguen, Polizeispionerien, Rechtsbrüchen, Augendienerei und Muckerei, List und Tücke, Fanatismus und Obskurantentum, kurz durch diesen Sumpf bodenloser Gemeinheit hindurcharbeiten muß, mit der jene Camarilla die letzte Regierungszeit das der Wirklichkeit gegenüber ahnungslosen Königs verunehrte. Der enttäuschte Ideologe, der früher alles rosenfarben schaute, sieht später nur zu leicht alles schwarz in schwarz. Da war es also nicht schwer, dem Herrscher ein negatives Bild vorzumalen, worin das helle Licht der neuen Zeit als schwarzer Schatten der „Bosheit," die Dunkelmänner weiß wie Engel erschienen. Alle in unserer Einleitung gekennzeichneten Künste ließ man spielen, damit es wieder recht schön mittelalterlich dunkel in Preußen würde.

Leicht trugen die v. Manteuffel, v. Gerlach und Genossen den Faustschlag von Olmütz, unerträglicher aber konnte den Ahnen Stahl's das Schweinefleisch nicht sein, als ihm und seinesgleichen die vom Könige feierlich beschworene Verfassung, gegen die man erst im Stillen wühlte, um bald zum Sturme überzugehen. Gegen die bürgerliche Freiheit wütete eine mit allen Hunden gehetzte Polizei, deren Haupt, Hinkeldey, schließlich selbst dafür bluten mußte, daß er auch einmal Freunden seiner Auftraggeber (den

Hazardspielern des Jockeyklubs) zu nahe getreten war — eine Justiz der Weltgeschichte in einer Zeit, wo man Recht und Rechtsprechung unter Zustimmung des augendienerischen Justizministers Simons*) tagtäglich zu verhöhnen und zu knechten wagte. Gegen die Freiheit der Wissenschaft wühlten der Kultusminister von Raumer und der getaufte Professor Stahl**), der „die Wissenschaft umkehren" hieß und als „wahre evangelische Toleranz" die blutige Intoleranz der Inquisition***) predigte, damit das Signal zu allerhand Religionsverfolgungen gebend — nur nicht zum Vorgehen gegen das gehätschelte Jesuitentum. Getreue Beamte aller Gattungen wurden gemaßregelt und abgesetzt, die elendesten Verschwörungskomödien jeglicher Art angezettelt, die zum Lachen reizen würden, wenn sie nicht so viele Unschuldige unglücklich gemacht hätten, die Presse in der verwerflichsten Weise chikaniert und geknebelt, ehrliche, verfassungstreue Männer (wie z. B. Dr. Haym, jetzt Professor in Halle), die frei zu denken und zu reden wagten, ausgewiesen, verfolgt, ja vernichtet — kurz ein Hexensabbath, so greulich, daß man meinen konnte, der Zeiger der Geschichte sei um zwei Jahrhunderte zurückgeschnellt.

---

*) Man denke nur an sein Reskript an den Oberstaatsanwalt v. Sethe, daß Anklage in politischen Prozessen auch erhoben werden solle, wenn Freisprechung voraussichtlich sei — worauf Sethe als Ehrenmann abdankte.

**) Bunsen, Memoiren III, S. 402: „Stahl ist ein jüdischer Eisenkopf von jesuitischer Starrheit und sophistischer Folgezieherei, dabei despotisch und ehrgeizig." (1862 erschien Pernice's Schrift über ihn.)

***) Bunsen, S. 419: „Verfolgung (noch ohne Scheiterhaufen!) als christliche Religionspflicht, theologisches Formelwesen als seligmachender Glaube u. s. w." — „Das ganze Treiben jener unseligen Partei, welche Preußen kirchlich, noch mehr aber staatlich zum Verderben führt! Und dann das ganze katholische Pfaffengetriebe!"

Schlimm genug, daß man den König über die Wirklichkeit und die wahren Bedürfnisse der Zeit zu täuschen wußte, sei es durch persönliche, erlogene oder übertriebene Berichte und Gruselgeschichten, sei es durch Zeitungsartikel, die geschickt auf seine Empfänglichkeit für Schlagworte, auf seine absolutistischen Velleitäten und seine Religiosität berechnet waren (der gottselige König David*) spielte dabei eine Hauptrolle) — und daß man ihm das, was man ihn von der ganzen Mache wissen zu lassen für gut befand, als einen heiligen Kampf gegen die „Bosheit" darstellte — — schlimmer, viel schlimmer aber, daß man ihn direkt in das politische Parteigetriebe extremster Art hineinzuziehen wußte, zum Teil unter Machinationen, die an Hochverrat grenzten.

Um ihm jede Rückkehr von dieser Bahn abzuschneiden, fachte man in ihm die Neigung zu persönlichen politischen Demonstrationen an. Was Könige gesprochen, steht in Erz eingegraben, Gutes und Böses; ein Widerspruch schadet der Autorität, zumal wenn das Gottesgnadentum, wie von Friedrich Wilhelm IV., im mittelalterlich-mystischen Sinne aufgefaßt wird. Redet der Herrscher über das Volk und Zeit in tiefstem Herzen bewegenden Fragen, wie der Blinde von der Farbe, so wird er Erbitterung und Haß in der Gegenwart ernten, in der Geschichte schärfste Verurteilung. Nur der preußischen Königstreue verdankt es Friedrich Wilhelm IV., daß seine Scheltworte zu Königsberg, Hirschberg und Paderborn nicht mit einer zweiten, schlimmeren Auflage von 1848 beantwortet wurden; der Genius der

*) Arndt an Bunsen (III, 426): Der König „hat seinen alttestamentlichen Propheten Stahl-Samuel, von dem er sich den deutschen König, wie unsere Zeit ihn fordert, orientalisch ausmalen läßt, wie von dem Hallischen Narren [Professor] Leo und den beiden Propheten der hinterpommerschen Junkerei." (Vgl. S. 428).

Geschichte aber schaut mit strafendem Auge auf diese Thatsachen.

Noch gefährlicher war es, daß jene Gesellschaft den Monarchen zu Verstößen gegen die von ihm beschworene Verfassung zu reizen suchte, und zwar unter schlauer Verwertung der strengen Offenbarungsgläubigkeit des Königs So suchte Herr von Gerlach an dem Beispiele des Herodes, der seiner Stieftochter den Kopf Johannes des Täufers zugeschworen, zu beweisen, daß der Eid des Königs auf die Verfassung ebenso übereilt und daher nicht zu halten sei. Vielmehr wurde David als Muster hingestellt, der dem Simei zwar den Eid, ihn nicht zu töten, hielt, die Hinrichtung aber seinem Sohne anempfahl. (1. Kön. 2, 8.) So sollte der König zwar nicht ohne Verfassung regieren, wohl aber eine andere, feudale Verfassung oktroyieren! Noch köstlicher erörterte Stahl, wie Gott im allgemeinen mit dem Naturgesetz übereinstimme, so müsse dies auch der König mit der Verfassung thun, aber wie Gott bei besonderen Gelegenheiten die Naturgesetze durchbreche und zum Heil der Menschheit ein Wunder thue, so dürfe auch der König zum Heil des Volks eine neue Verfassung oktroyieren! (Bernstein, S. 198). — Schon hatte man dem Könige einen Entwurf unterbreitet, der, wie es in Bunsen's Memoiren heißt, „unter dem Scheine eines Weiterbauens der Verfassung dieselbe völlig ihres konstitutionellen Gehalts entkleiden sollte.“ (III, 245). Der Wortlaut dieser vom 8. Februar 1852 datierten Vorschläge befindet sich am genannten Orte S. 245—47. Schon am 22. desselben Monats wandte sich Bunsen, damals Botschafter in England, in seinem „Politischen Gutachten“ mit größter Klarheit, Freimütigkeit und Energie dagegen (S. 247—50), ebenso auch in einem persönlichen Briefe an den König. An eine andere Fürstlichkeit aber

schrieb er, dieser Entwurf habe ihn „einen schreckhaften Blick thun lassen in die Pläne, in welche die nächste Umgebung den edlen Monarchen hineinzuziehen sucht.“ (S. 251.) Dem englischen Baron v. Stockmar gegenüber hatte er schon vorher geäußert: man müsse „dem Könige sagen, daß ein ehrlicher Mann nicht sein Minister sein kann, wenn er fortfahren will, mit einer hochverräterischen und stockdummen Camarilla zu regieren; daß das konstitutionelle System nur deswegen auf dem Festlande eine Lüge ist, weil die Fürsten nicht ehrlich genug sind, es in seiner Wahrheit zu begreifen.“ (III, S. 163).

Der Hochverrat der Camarilla war gegeben durch die geheimen Konspirationen mit Rußland ohne Wissen und Willen des Königs und hinter dem Rücken und gegen die Thätigkeit seiner Minister, sowie durch Depeschendiebstähle (z. B. Fall Techen 1855) u. m. a.

Nächst Bunsen war besonders gehaßt der damalige Prinz von Preußen, unser späterer Kaiser Wilhelm I. Er wurde geradezu mit Spionen umgeben, beargwöhnt, belauscht, verleumdet, versteckt beleidigt auf alle mögliche Art, weil er wiederholt gegen jene Quertreibereien offen protestiert. Er, der 1848 hatte fliehen müssen, wurde so zum Anwalt der größten März-Errungenschaft! —

Immerhin gelang es der Camarilla, den König zu einem wenigstens nicht ganz verfassungsmäßigen Schritte zu bewegen: zur Einberufung der alten, längst in die politische Rumpelkammer verschwundenen Provinzialstände am 12. Oktober 1854. Unkonstitutionell war ferner die Titulation „Landtag der Monarchie“ (Kabinettsordre 1855) trotz der im Jahre vorher erfolgten Verwerfung dieses Namens durch die zweite Kammer, ebenso verfassungswidrig die Einbringung des Gesetzes über die gutsherrliche Polizei (1856). Als

endlich der Monarch in unheilbare Gehirnkrankheit verfiel, suchte die Camarilla mit Hilfe des Ministers Herrn von Westphalen die Unheilbarkeit zu vertuschen und gegen die Regentschaft des Prinzen von Preußen zu arbeiten, obwohl diese bei dem Zustande des Königs laut § 56 der Verfassung erfolgen mußte. Ja selbst als der Prinz bereits auf Grund dieses § die Regentschaft übernommen hatte, wagte man noch 5 Wochen später, von dem in Meran weilenden Kranken ein Schreiben an den Präsidenten des Herrenhauses unterzeichnen zu lassen, das gegen die Verfassung nur eine „Stellvertretung“ durch den Prinzen anerkannte. —

Wir brechen hier ab, indem wir auf vieles weitere Material bei Bunsen, Welcker u. s. w. hinweisen. Nur das eine sei noch erwähnt, daß selbstverständlich auch diese Camarilla ihre Hausmittel hatte, den König von ihrem lichtscheuen Treiben abzulenken. Man beschäftigte ihn mit entlegenen Fragen kirchlicher Natur, wie über Mission in China und das evangelische Bistum zu Jerusalem, oder mit politischen Absonderlichkeiten, wie der Neuenburger Frage. Daß er um dieses „Hosenknopfes“ willen 1856 keinen Krieg begann, ist wahrlich nicht das Verdienst der Camarilla — wohl aber ist es als ihr Werk zu bezeichnen, daß der reiche Geist des Herrschers sich in fruchtlosem Ringen mit dem Genius der Zeit und seinem eigenen besseren Ich aufrieb, angestachelt durch die Einflüsterungen und Schmeicheleien, wie durch die Intriguen und Schwarzmalereien jener Menschen, die, in ihren Listen erfindungsreich wie der Satan, ihn keinen Augenblick zu ruhiger und nüchterner Beurteilung der Verhältnisse kommen zu lassen bestrebt waren. „O, welch' ein edler Geist ward hier zerstört!“ — —

In trüber Zeit zur Regentschaft berufen, mehr dem

schlichten Vater als dem genialen Bruder verwandt, voll Pflicht- und Rechtstreue bis zur Selbstverleugnung, übernahm der viel geschmähte Prinz von Preußen die Regierungsgewalt, nachdem am 20. Oktober 1858 die vereinigten Kammern einstimmig die Notwendigkeit der Regentschaft anerkannt, und beschwor am selben Tage mittags 1 Uhr im Königlichen Schlosse zu Berlin die Verfassung ohne jede Klausel. Wie vor dem leuchtenden Morgenrote wichen nun die finsteren Gewalten, die bisher den Thron umwölkt hatten. Eine „neue Ära“ begann; die alten Minister wurden durch neue Männer ersetzt, die in der vergangenen Zeit sich treu zur Verfassung bekannt hatten. Ein neuer Geist hielt seinen Einzug. In seiner Ansprache an das Ministerium (8. November 1858) betonte der Prinzregent in deutlichem Hinblick auf das verflossene Camarillentreiben, daß „die Religion nicht zum Deckmantel politischer Bestrebungen“ gemacht werden dürfe. „Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen.“ — Hier war, das sah jeder deutlich, mit Camarillenschwindel nichts zu machen, und während der ganzen Lebenszeit des nachmaligen Königs und Kaisers Wilhelm I. hat niemals eine Camarilla auf ihn bestimmenden Einfluß gehabt, selbst nicht in der Konfliktsperiode, wo doch ein derartiges Unternehmen noch am aussichtsvollsten gewesen wäre. Wohl gab es auch noch in den siebziger Jahren in des Kaisers nächster Umgebung camarillenartige Zirkel, die vor allem auf die Entfernung des Dornes in ihren Augen, Bismarcks, bei dem Herrscher zu wirken suchten, auch hier in schlauer Benutzung persönlicher Gefühle und Neigungen des Monarchen (man vergleiche die Arnimiaden und „Friktionen“ in Blum's

Werke „Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks", besonders Buch I, Abschnitt 13); aber all' diese Machenschaften, böse oder gut gemeint, scheiterten an Kaiser Wilhelms hohem Pflichtgefühl und der Dankbarkeit gegen seinen Getreusten. Je mehr wir aus den verschiedenen neueren Publikationen erkennen, wie schwer es ihm wurde, liebgewordene Ideen und Neigungen der überlegenen staatsmännischen Einsicht Bismarcks zu opfern, wie er es aber doch trotz alles Abredens und mit größter Selbstverleugnung that, desto mehr erhöht sich (Blum, S. 246) die Ehrfurcht und Liebe zu diesem größten aller deutschen Kaiser. „Sich selber zu besiegen ist ein größ'rer Sieg, denn Schlachtensieg." — Sein „Niemals!" unter Bismarcks Entlassungsgesuch war in der That ein zweites Sedan.

Daß sein Sohn, unser Kaiser Friedrich, alles Camarillenwesen von Grund seiner Seele aus haßte und daß auch er, wenn Gott ihm längeres Leben geschenkt hätte, alle derartigen Versuche kurzer Hand von sich gewiesen hätte, das fühlt wohl jeder deutsche Mann. An den kranken Kaiser wagten sich freilich Bestrebungen heran, deren Kenntnis ihm zum Glück erspart geblieben, die aber verzweifelte Ähnlichkeit mit einer liberalen Camarilla und freisinnigen Reaktion hatten, so sehr dies auch als contradictio in adiecto erscheinen mag. Der Verfasser der interessanten Schrift „Auch ein Programm aus den 99 Tagen" (Berlin 1888), als den man wohl mit philologischer Gewißheit den Herzog Ernst von Coburg bezeichnen darf, giebt darüber sehr bedeutsame Enthüllungen vom Standpunkte eines Kenners aus. Nur ein solcher konnte z. B. apodiktisch und ohne rektifiziert zu werden, behaupten, daß die auffallende plötzliche Entlassung Puttkammers durch den Totkranken „ein Fingerzeig dafür war, daß seine Regierung aufgehört hatte,

die Regierung des Kaisers Friedrich zu sein.“ Trotzdem wollen wir diese Frage durchaus offen lassen und uns lieber daran halten, daß Kaiser Friedrich bei Uebernahme der Regierung die Hoffnungen selbst ihm sehr nahe Stehender auf Bismarcks Entlassung nicht erfüllte, ja in der Battenbergiade entgegen gewissen Erwartungen sich auf des Kanzlers Seite stellte — auch hierin seinem großen Vater ähnlich. Wenn so schon der Totkranke handelte, um wie viel mehr würde der Gesunde sich gegen jedes Camarillentreiben verwahrt haben; auch wäre der erste Reichskanzler dann vielleicht noch heute im Amte.

Schon ehe Kaiser Wilhelm II. auf diesen treuen Diener seiner Vorfahren verzichtete, glaubte man ihn der möglichen Beeinflussung gewisser Kreise zugänglich, einzig und allein der bekannten Waldersee-Versammlung wegen; ein ebenso albernes Gruselmärchen für politische Kinder, wie das von den Kriegsgelüsten des neuen Herrn. Gerade die großen Selbständigkeiten des Monarchen in Wort und That glaubte man ebenfalls auf unverantwortliche Ratgeber zurückführen zu sollen, man sprach von Hinz und Kunz, Peter und Paul und was dergleichen verbrämte Anspielungen mehr waren. Es hieße nunmehr wahrlich Eulenburge an den Hof tragen, wollte man heute noch erst ernstlich beweisen, daß das alles Phantastereien waren. Unser kaiserlicher Herr hat keine Verteidigung nötig. Gerade die Entlassung des besten aller Staatsmänner und ebenso die Wiederversöhnung mit ihm zeigt, daß Wilhelm II. in jeder Hinsicht selbständig zu handeln gewillt und gewöhnt ist. Es ist ein sonderbarer Widerspruch, daß gerade diejenigen, die in manchem Eingreifen des Herrschers gar absolutistische Regungen ängstlich wittern, fast in demselben Atemzuge von unkontrollierbaren Einflüssen und ähnlichen Ammenmärchen faseln. Ich

denke, und mit mir hegt wohl ein jeder, der den Charakter des dritten Hohenzollernkaisers ohne Servilität und ohne Angstmeierei studiert hat, die Überzeugung, daß in den Tafeln der Geschichte die Worte „Wilhelm II." und „Camarillen-Herrschaft" nie zusammenstehen werden, so wenig wie die Worte „Deutscher Kaiser" und „Rückgabe von Elsaß und Lothringen." Das wird mir jeder gute Deutsche glauben!

Anhang II.

Ein Vorwort*) als Nachwort.

Die Segnungen der Preßfreiheit kann heutzutage nur der voll würdigen, der die Schandgeschichte der „Censur" kennt.**)

Nehmt einem Volke alles, seine Verfassung, sein Recht, sein Hab' und Gut, aber laßt ihm die Preßfreiheit, und es wird bald das Verlorene wieder besitzen! Deshalb ist sie von den geistlichen und weltlichen Freiheitsfeinden so gefürchtet, gehaßt und verfolgt. So lange die Kunst des Buchdrucks erfunden, hat noch kein Unterdrücker gelebt, der nicht sein Werk mit der Vernichtung der freien Presse begonnen hätte, kein Volksfreund, der nicht von ihrem Werte durchdrungen gewesen wäre.

Wie Friedrich der Große der Presse, von wissenschaftlichen Werken an bis zu den Zeitungen hinunter, volle Freiheit ließ, ist eine weltbekannte Thatsache. „Dem hiesigen (Berliner) Zeitungsschreiber" — so verordnete er — „soll eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden, in dem Artikel von Berlin von demjenigen, was anjetzo hieselbst vorgeht, zu schreiben, was er will, ohne daß solches censiert werden

*) Das der Urschrift mit kleinen Veränderungen. Hinzugekommen ist das auf unsere Zeit bezügliche Schlußwort.

**) Die Bücher-Censur 1515 (4./5.) durch die Bulle Leos X. eingeführt, in Deutschland durch das Wormser Edikt (1521). Vgl. auch Prof. A. F. Berner (Berlin), Preßrecht. 1876.

soll. Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, müssen nicht geniert werden."

In Rücksicht auf die politisch-periodische Presse im Lande gestattete der König selbst Angriffe auf seine Person, ohne dagegen einschreiten zu lassen. „Da wir" — schrieb er unterm 27. April 1773 an d'Alembert — „Gott sei Dank weder eine Sorbonne haben, noch Betbrüder mit hinlänglicher Gewalt, daß sie sich erdreisten dürften, die Gedanken zu censieren, so werden Sie aus den hier übersandten Stücken sehen, daß ich und alle Preußen laut denken."

Gestattete er doch selbst das Pasquill auf sich. Von neueren Überkritikern als historisch bezweifelt, jedenfalls aber charakteristisch für das Bild, das er im Herzen seiner Unterthanen sich geschaffen, ist die bekannte Geschichte: Als er einst aus dem Schlosse ritt, traf er einen großen Menschenhaufen, der nach einem hoch an einer Hausmauer angeklebten Papierblatte hinaufsah. Er hielt an und fragte, was darauf stehe. „Ein Pasquill auf Eure Majestät!" — „Hängt's niedriger, damit ihr euch nicht die Hälse ausreckt!" erwiderte er und ritt weiter.

Am 1. März 1775 schrieb er an d'Alembert: „Ich denke über die Satire, wie Epiktet: ‚Sagt man Böses von Dir, und es ist wahr, so bessere Dich, sind es Lügen, so lache darüber.' Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und bekümmere mich nicht um die Bullenbeißer, die auf der Landstraße bellen. Ich lese die Betrachtungen des Kaisers Mark (Aurel) Antonin, der mich lehrt, ich sei in der Welt, meinen Beleidigern zu verzeihen, nicht aber meine Macht zu ihrer Unterdrückung anzuwenden."

Einem Majestätsbeleidigungs=Schnüffler würde sein Zorn mindestens in Gestalt einer gepfefferten „Marginal=Note“ ins servile Gebein gefahren sein.

Dagegen war er unerbittlich bei Beleidigungen gegen andere. Als Voltaire, des Königs Freund, sich in seinem Pamphlet gegen den Präsidenten der Akademie verleumderische Angriffe erlaubte, gab er letzteren der öffentlichen Verhöhnung nicht preis, sondern ließ die Schmähschrift am 24. Dezember 1752 auf den Hauptplätzen Berlins öffentlich durch Henkershand verbrennen.

Wir begreifen, daß solche Züge sich unauslöschbar, so tief wie das Gedächtnis seiner Schlachtensiege, in die Seele des Volks einprägten, und daß es ihm, dem zwiefach Großen, so begeistert wie keinem entgegenjauchzte:

Fridericus Rex, unser König und Held,
Wir schlagen den Teufel für Dich aus der Welt!

Erst mit Friedrichs des Großen Zeit beginnt ja die Presse in Deutschland eine allgemeinere Bedeutung zu haben, und nach ihm haben alle cammarillenfreien Herrscher sich der Preßfreiheit gegenüber wohlwollend verhalten.

Noch aus der Zeit des absoluten Königtums stammen die schon oben erwähnten Kabinettschreiben Friedrich Wilhelm III., auf dessen Handschreiben an den Minister von Angern noch besonders hingewiesen sei. Der Herausgeber des „Westphälischen Anzeigers“ hatte sich wegen Preßverfolgung beschwert, und der König bemerkt hierzu, daß er den Wert einer freien Presse gerade darin findet, daß sie Übergriffe der Bureaukratie öffentlich rügt.

Sogleich nach Übernahme der Regentschaft durch Wilhelm I. hörte die Preßknebelung der Reaktionszeit auf, und abgesehen von den durch politische Notwendigkeit gebotenen, glücklicherweise aber schnell wieder begrabenen „Preßordon=

nanzen", ist jeder nur einigermaßen anständigen Preßäußerung unter Deutschlands erstem Kaiser volle Freiheit gelassen worden. Der vornehme Sinn des Monarchen ließ ihn manche pietätslose Äußerung übersehen, er zeterte nicht über „Bosheit" u. s. w., sondern schlicht und ernst bezeichnete er einmal, um eine Meinungsäußerung angegangen, als „die beste Feder die, welche die Wahrheit schreibt, und diese wünsche ich allen Zeitungsschreibern."

Daß Kaiser Friedrich schon als Kronprinz ein energischer Freund der Preßfreiheit war, ist bekannt, und daß Kaiser Wilhelm II. sie ebenfalls stets schützen wird, nicht zu bezweifeln. Ist er doch selbst in eminentem Sinne „Publizist", und „Publizität ist der Puls der Freiheit", sagte Schlözer schon vor mehr denn hundert Jahren.

Daß eine solche Freiheit trotzdem manchen Leuten ein Dorn im Auge ist, darüber darf man sich nicht zu sehr wundern. Schon vor vierzig Jahren pfiffen diese Vögel dasselbe Lied. Schon damals brauchte man das Wort „Umsturz", zum Gaudium der wahren Umstürzler, nicht bloß als Bezeichnung wirklich revolutionärer Bestrebungen, sondern mit besonderer Vorliebe als Schimpfwort für jede freiheitliche Äußerung in Wissenschaft, Politik und Kunst. Und die „Retter" aus diesem „Umsturz?" Es sind dieselben Steifleinenen wie vor 4 Jahrzehnten, nur etwas moderner herausgeputzt. — Aus Kautschukparagraphen lassen sich leicht Knuten drehen. Caveant consules! —

Des Kaisers Ohr ist jedem seiner Unterthanen offen; wende sich das deutsche Volk mit seinem Proteste gegen solches Treiben an des Kaisers Ohr und an des Kaisers Herz! — Hat er doch gerade in den jüngsten Tagen sich als Herzenskündiger der Nation gezeigt!

Druck: Deutsche Verlagsdruckerei Leipzig, Albert Müller.

Druck: Deutsche Verlagsdruckerei Leipzig, Albert Müller.